

Frische Luft

Zum zweitenmal kehrt Teng Hsiao-ping, Repräsentant der neuen Klasse Chinas, nach seinem Sturz zurück an die Macht: Nach Mao kommt, absurd, der Anti-Mao.

Es begann mit einer Korrektur in der gelehrten Zeitschrift „Scientia Sinica“: Dem fünften Heft des 19. Bandes lag zu Jahresanfang ein Zettel bei, anstelle des ausgedruckten Textes „Der reulose kapitalistische Erzmachthaber in der Partei, Teng Hsiao-ping“, möge man nur lesen: „Teng Hsiao-ping“.

Dann wurde das seit 1966 geschlossene Pekinger Restaurant „Tschengtu“ mit der guten Szetschuan-Küche plötzlich wieder geöffnet — dort hatte der Genosse Teng stets geschlemmt.

Vorige Woche beriet das Zentralkomitee, dann gab es bekannt: Tschiang Tsching, die inhaftierte Witwe des Staatsgründers Mao Tse-tung, und ihr nächster Anhang („Die Viererbande“) werden „ein für allemal aus der Partei ausgeschlossen und gehen aller ihrer Posten innerhalb und außerhalb der KP Chinas“ verlustig.

Genauso hatte vor über einem Jahr Gegenspieler Teng Hsiao-ping laut ZK-Beschluß „alle Ämter innerhalb und außerhalb der Partei“ verloren; ihm wurde allerdings „gestattet, seine Parteimitgliedschaft beizubehalten, um zu sehen, wie er sich in Zukunft verhält“.

Vorigen Freitag beschloß das ZK gleichzeitig mit dem Ausstoß der Mao-Witwe, daß Teng Hsiao-ping, 73, wieder das wird, was er vorher gewesen war: Vizevorsitzender der Partei, Vizepremier und Generalstabschef der Volksrepublik China.

Für die Massen Chinas bedeutet das baldige Hebung ihres Lebensstandards, denn Teng hatte ihnen schon voriges Jahr die erste Lohnerhöhung seit über einem Jahrzehnt beschern wollen.

Vom Nutzen materieller Arbeitsanreize hatte Pragmatiker Teng den Ideologen Mao nie überzeugen können. Einmal mißlang es Mao, Tengs Enkel — den Mao auf dem Schoß hatte — dazu zu bringen, statt „Großer Vorsitzender“ einfach „Onkel“ zu ihm zu sagen. Teng reichte dem Kleinen einen Apfel — unter der Bedingung, daß er endlich Onkel sage. Der Knabe biß in den Apfel und sagte Onkel. Teng: „Da siehst du, Großer Vorsitzender, was materielle Anreize bewirken können.“

Teng, genannt „Der pfeffrige Napoleon“ — vom physischen, intellektuellen und womöglich politischen Format des Korsen —, kam nicht nach der ersten Verbannung für 100 Tage zurück in die Hauptstadt, um wieder verbannt

zu werden — für ihn hat sich das Karussell gleich zweimal gedreht:

Der Kommunist der ersten Stunde und Veteran des „Langen Marsches“ hatte es bis zum Vizepremier und Generalsekretär der KP Chinas gebracht, als ihn bei Beginn der Kulturrevolution 1966 Rotgardisten in Handschellen und mit Narrenkappe über Pekings Straßen trieben. Sie verübelten ihm Kritik an Mao:

„Der Verräter Teng attackierte unseren großen Führer rückhaltlos und behauptete absurderweise, daß der Vorsitzende Mao nicht frei sei von Mängeln und Fehlern“, hieß es in einem Pamphlet. „Er schrie hysterisch, der Vorsitzende Mao solle herabsteigen und abdanken, er müsse gestürzt werden.“

Teng leistete damals eine doppelseitige Selbstkritik: „Herrlich erleuchtet



Rehabilitierter Teng Hsiao-ping“
„Pfeffriger Napoleon“

von den Ideen Mao Tse-tungs muß ich mich bemühen, aus eigener Kraft wieder da aufzustehen, wo ich gefallen bin.“ Dann sammelte er, wahrscheinlich in frischer Luft beim Reiszupfen auf einer Volkskommune, sechs Jahre lang Kraft.

Mit etwas linkischen Bewegungen, in einem zu großen braunen Anzug, tauchte er 1973 auf einem Staatsempfang in der Hauptstadt wieder auf — als Vizepremier. Chinas Staatsmann Tschou En-lai hatte Teng (mit dem zusammen er einst in Frankreich als Werkstudent gearbeitet hatte) zu seinem Nachfolger auserkoren — als den einzigen Mann, der nach Maos und Tschous Tod das Reich regieren konnte.

Doch im vorigen April betrieb das Ehepaar Mao die zweite Abdankung Tengs: Frau Mao griff nach der

Macht. Dem ZK-Beschluß, der Teng zum einfachen Parteimitglied degradierte, huldigten in Peking vier Millionen, in Schanghai fünf Millionen Demonstranten.

Die Pekinger Studenten forderten von Teng eine zweite Selbstkritik. Auf ihr Brüllen und Schimpfen reagierte er diesmal ungerührt: „Ich bin ein alter Mann und höre schlecht. Ich verstehe kaum, was ihr sagt.“

Mao bedankte sich bei dem Tschou-Nachfolger seiner Wahl, dem Staatssicherheitsminister Hua, für die Anti-Teng-Kampagne mit den Worten: „Mit dir an der Spitze (dieser Kampagne) bin ich beruhigt.“ Ein halbes Jahr später, nach Maos Tod, benutzte Hua eben dieses Zitat als Legitimation, selbst Maos Nachfolger zu werden — anstelle der Mao-Witwe.

Bei ihrer Verhaftung sträubte sich Tschiang Tsching, so daß ihre Perücke herunterfiel. Als Hua nun eine Anti-Tschiang-Tsching-Kampagne veranstaltete, zeigten Wandzeitungen die langjährige Lebensgefährtin Mao Tsetungs mit kahlem Kopf.

Neun Monate dauerte es noch, bis Teng wiederkam — sei es, weil das Volk auf den permanenten Figurenwechsel an der Spitze nur langsam vorbereitet werden kann, sei es, weil im Politbüro sich Widerstand zeigte: Hua, der Nachfolger von Teng, Tschou & Mao, muß mit einer Minderung seiner Macht rechnen, zumal er außer dem Staatssicherheitsdienst über keinerlei Hausmacht verfügt; das Politbüro-Mitglied Wu Teh, Pekings Bürgermeister, hatte einst eine Sympathiekundgebung für Teng — Vorwand für seinen zweiten Sturz — auseinandergelagert und bei Huas Inthronisation Teng noch öffentlich verdammt.

Teng allerdings hat die Armee hinter sich, deren südchinesische Garnisonen (bei ihnen hielt sich Teng während seiner zweiten Verbannung auf) bereits auf Wandzeitungen mit einer Spaltung des Reiches gedroht hatten. Auch die Pekinger Studenten hat er wieder auf seiner Seite — sie klebten schon Plakate: „Teng Hsiao-ping, vergib uns.“

DOLLAR

Hilfe verweigert

US-Finanzminister Blumenthal sorgte dafür, daß der Dollarkurs fast unaufrhaltsam fiel — nach Ansicht von Währungsexperten ein schwerer Fehler.

John D. Wilson, Vizepräsident der New Yorker Chase Manhattan Bank, setzte volles Vertrauen in die Ware, mit der er handelt.

„Der Dollar wird weiterhin eine starke Währung sein“, prophezeite der US-Bankier zu Beginn des Jahres, „ich er-

* SPIEGEL-Titel 3/1976.



US-Finanzminister Blumenthal
Wie tugendsam sind Defizite?

warte keine merkliche Änderung des Dollar-Mark- oder Dollar-Yen-Kurses.“

Von da an ging es immer schneller bergab mit dem Außenwert des Dollar. In japanischen Yen gerechnet, verlor die US-Währung seit Anfang Januar rund zehn Prozent ihres Werts.

Hatte der Dollar Ende Januar noch 2,42 Mark gekostet, so notierte er vergangenen Donnerstag an der Frankfurter Devisenbörse mit 2,2592 Mark so tief wie nie zuvor. Allein seit Beginn dieses Monats stürzte der Mark-Kurs des Dollar um fast 3,5 Prozent.

Der schlechte Dollar-Prophet aus der Chase Manhattan Bank hatte bei seiner Voraussage vor allem US-Finanzminister W. Michael Blumenthal nicht auf der Rechnung. Denn der seit Januar amtierende Chef des Washingtoner Schatzamtes hatte in den vergangenen Monaten keine Gelegenheit ausgelassen, den Dollar-Absturz herbeizureden.

Auf internationalen Konferenzen in Tokio und Paris beispielsweise forderte Blumenthal die devisenstarken Japaner, Westdeutschen, Schweizer und Niederländer auf, ihre Binnenkonjunktur stärker anzukurbeln und den Wechselkurs ihrer Währung steigen zu lassen.

Der Importsog, der von diesen Maßnahmen ausgelöst werde, helfe den Entwicklungs- und außenhandelschwachen Industrieländern wie Italien und Großbritannien, ihr Exportdefizit zu verringern, und gebe der immer noch flauen Weltkonjunktur neuen Schwung.

Als vorbildlich stellte der neue Währungspolitiker den Überschußländern

in Fernost und Westeuropa die Handelsbilanz-Entwicklung im eigenen Lande dar. In den Vereinigten Staaten sei der Außenhandelsüberschuß von 11,1 Milliarden Dollar im Jahre 1975 auf ein Defizit von 5,9 Milliarden Dollar im Jahre 1976 abgesackt.

In den ersten fünf Monaten dieses Jahres waren die Amerikaner, jedenfalls in Blumenthals Weltansicht, noch besser. Sie importierten bereits für 9,8 Milliarden Dollar mehr Waren, als sie exportieren konnten. Das Loch in der Handelsbilanz des gesamten Jahres 1977 wird auf rund 25 Milliarden Dollar geschätzt.

Diese gewaltige Schiefelage des US-Handels leiste einen „großen Beitrag zur Stabilität des Weltwährungssystems“, meinte der US-Finanzminister. Zugleich warf er den Überschußländern vor, sie rafften ihre Devisenbestände auf Kosten der USA zusammen und verweigerten den Amerikanern die fällige Unterstützung bei deren Hilfe für die chronischen Defizitländer.

Zum Beweis für diese These machte Blumenthal den Handelspartnern eine einfache Rechnung auf: Dem voraussichtlichen Leistungsbilanz-Defizit der USA in diesem Jahr werde ein fast gleich hoher kombinierter Überschuß Japans, Westdeutschlands, der Schweiz und der Niederlande entsprechen.

Vor allem bei den Europäern stieß Blumenthals „Doktrin tugendsamer Defizite“ (US-Wirtschaftsmagazin „Business Week“) jedoch auf Widerstand. Denn gegenüber dem Handelsblock der Europäischen Gemeinschaft holten die Amerikaner noch stets einen Überschuß heraus.

Deshalb sei den Europäern nicht vorzuwerfen, sie hätten sich durch ein Unterbewerten ihrer Währungen künstliche Wettbewerbsvorteile verschafft.

Die Hauptursachen der amerikanischen Import-Schlagseite seien vielmehr der Japan-Handel und die rasch steigenden Öleinfuhren der Amerikaner.

Das Land, das noch in den sechziger Jahren Selbstversorger war, importiert mittlerweile fast die Hälfte seines Ölbedarfs. Die Ölimport-Rechnung der Amerikaner wird in diesem Jahr voraussichtlich auf über 40 Milliarden Dollar steigen — ein Zuwachs von rund 15 Prozent gegenüber dem Vorjahr und ein zwanzigmal so hoher Betrag wie noch vor sechs Jahren.

Auch Währungsexperten in den USA lehnen Blumenthals Defizit-Strategie ab. „US-Defizite gegenüber Opec und Japan tragen nichts dazu bei, die globale Verteilung der Zahlungsbilanzdefizite zu verbessern“, beehrte etwa der führende Währungsfachmann im Washingtoner Repräsentantenhaus Henry Reuss den Finanzminister.

Nicht ein niedrigerer Dollarkurs, sondern allein ein geringerer Energieverbrauch, so die Blumenthal-Gegner, könne den amerikanischen Außenhandel wieder ins Lot bringen.

Zwar würde ein anhaltend niedriger Dollarkurs Japanern und Deutschen das Exportieren erschweren und das Handelsbilanzdefizit der Amerikaner verringern. Indirekt würden Japaner und Deutsche so den Amerikanern helfen, ihre immensen Öleinfuhren mitzufinanzieren.

Aber das Kurs-Kalkül, meinte Rimmer de Vries, Chefökonom der New Yorker Großbank Morgan Guaranty Trust Co., sei ohne die Partnerländer aufgestellt: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Deutschen und Japaner genügend aufwerten, damit wir unsere Energieverschwendung aufrechterhalten können.“

